

Im Jahre 1965 wurde in der Monatsschrift *Merkur* nicht ohne Vehemenz eine Polemik ausgetragen, die mir den Impuls gab zur Niederschrift dieses Aufsatzes.* Bezeichnen wir die beiden Streitsprecher, die mir unbekannt waren – es soll jeder Anschein einer von mir aus persönlich aufgefaßten Diskussion vermieden werden –, als »D.« (den Dialektiker) und »K.« (den Kritiker). – Herr K. entdeckte in dem Buch eines großen deutschen Verlegers einen mit »Todesfabrik« betitelten Aphorismus des Herrn D., welcher lautete: »Die Quäler sind jene Opfer, die dadurch weniger leiden, daß die Gesellschaft sie im Gequälten sich objektivieren läßt.« Die Überschrift »Todesfabrik« ließ keinen Zweifel zu, daß D. hier die Peiniger und die Opfer der Vernichtungslager im Sinne hatte. In scharfen Worten wies K. daraufhin den Kollegen D. in seine Schranken: Es sei unendlich, mittels einer dialektischen Pirouette Quäler und Gequälte auf den gemeinsamen Nenner der Opfer zu bringen. D. jedoch ließ die Schranken nicht gelten und setzte schwungvoll hinweg

* Vgl. den Beitrag »Dialektische Fehlzündung« von Wolfgang von Einsiedel im Augustheft 1965 [des *Merkur*] und die anschließende Diskussion im Novemberheft mit Hermann Schweppenhäuser.

über sie in einer Replik, in der er K. Verständnislosigkeit vorhielt und seine Dialektik zu verteidigen sich anschickte. In ungebrochener dialektischer Vitalität schrieb er unter anderem: »Wer undialektisch die Geschichte in Zivilisation und Barbarei aufteilt, mag sein Genüge finden und Wohlanständigkeit klassifikatorischer Denk-Usancen sich und anderen bescheinigen ... Die fortgeschrittene Wissenschaft von der Gesellschaft hat solchen Dualismus entmystifizieren können, die Psychologie bloßgelegt, daß destruktive Gewalt das Produkt der anhaltenden Repression ist; daß es die Menschen sind, die sie einander antun, indem sie den Druck weitergeben, dessen entstellte Opfer sie sind.« Worauf Herr K. replizierte, daß, wo es auf weiter Flur nur noch Opfer gibt, man schließlich keinen Schuldigen mehr finden könne; und daß es unstatthaft sei, die Rollen des Opfers wie des Quälers beliebig vertauschbar zu machen.

Es ist vielleicht nicht fair, hier in die Waagschale zu werfen, daß ich selbst zu denen gehöre, die man - undialektisch - die Opfer nennt, und mich aus diesem Grunde für gerade diese spezifische Auseinandersetzung zwischen dialektischer und undialektischer Anschauungsweise zuständig fühle. Es war mir ein ganz persönliches Ärgernis, daß die mit allerhand Totschlagewerkzeug ausgerüsteten und davon den wildesten Gebrauch machenden Kerle genau so als »Opfer« zu qualifizieren sein könnten wie wir, die Geprügelten. Doch hat persönlicher Verdruß da nicht dreinzureden. In jedem Falle ist der Satz logisch unsauber. Die Quäler sind Quäler nur im Bezuge auf ihre Opfer: Sie sind es ebensowenig an und für sich, wie jemand ein Neffe sein kann, sofern er nicht Onkel oder Tante

hat oder hatte. Wenn außerdem die Quäler auch Opfer genannt werden dürfen, dann ist klar zu spezifizieren, wessen. Das hat der Autor D. unterlassen, hat es nur vage angedeutet, wenn er sagt, daß die »Gesellschaft« ihnen, den Quäler-Opfern, gestatte, sich in den Opfer-Opfern zu »objektivieren«. Daß es so objektiv nicht zugeht, als man sich in uns mit Foltereisen »objektivierte«, das mag Herr D. gewiß sein. Daß aber hier die Banalität des Zusammenhanges aller Dinge mit allen und die Wahrscheinlichkeit, es gebe wohl in der sozialpsychologischen Topographie einen Punkt, an dem die Teufel auch *arme* Teufel sind ... daß diese überaus schlichte Einsicht als ein Akt dialektischer Equilibristik sich präsentieren zu müssen glaubte, sollte jedermann stutzig machen, nicht nur den zufällig Betroffenen. Vor Ausbruch des Jargons der Dialektik, dem hier ein Autor erlag, hätte der beanstandete Satz bei voller Aussage-Entsprechung etwa folgenden Wortlaut haben können: »Den Quälern, die ihrerseits von der Gesellschaft unterdrückt sind, wird zur Abreaktion aufgestauter Aggressionen dadurch ein Ventil geöffnet, daß man ihnen gestattet, ihre Mitmenschen zu martern.«

Das ist möglicherweise richtig. Es ist gewiß sehr unoriginell. Es bleibt überdies fraglich, inwieweit der gesellschaftliche Druck als Halb-und-Halb-Rechtfertigung für Bestialitäten unsägliches Ausmaßes evoziert werden darf. Wie dem aber sei: Es wäre sich jedenfalls der Dialektiker als altmodischer Tropf vorgekommen, hätte er den Satz so formuliert, wie wir ihn hier aus der dialektischen Sprache übersetzten. Der verbaldialektische Trick half offensichtlich dort nach,

wo es zu eigenständiger und neuer Einsicht nicht langte. Es wären sehr viele Beispiele ähnlicher Art anzuführen; einige sollen in der Tat auch vorgelegt werden. Doch zuvor sei, da wir hier nicht zentral von Dialektik, sondern von deren *Jargon* sprechen wollen, was wir überhaupt mit Jargon meinen, in Parenthese dargetan.

Die Definitionen der gängigen Nachschlagewerke sind hier recht undentlich. So sagt beispielsweise das Duden-Fremdwörterbuch, der Jargon sei eine »schlechte, unverständliche Sondersprache einer Berufsgruppe oder einer Gesellschaftsschicht, zum Beispiel der Börsenleute oder der Gauner ...«. Wiewohl eine Formulierung, welche »Börsenleute und Gauner« gleich hintereinandersetzt, sowohl sozialpsychologisch aufschlußreich als auch stark humoristisch ist, kann man hier nur kopfschüttelnd sagen: Das kommt davon, wenn man Fachsprache und Jargon nicht auseinanderzuhalten weiß. Es mag sein, daß da und dort ohne viel Federlesens vom Mathematiker-Jargon, vom Jargon der Snobs und Jargon der Börsenmakler gesprochen wird. Im allgemeinen aber macht heute der Sprachgebrauch doch langsam jenen Unterschied, der von der Sache her gefordert wird: den Ausdruck »Jargon der Atomphysiker« hört man weniger häufig als einfach »Sprache der Atomphysiker«; kaum spricht jemand von einem »Mechanikerjargon«, einem »Schneiderjargon«, einem »Jargon der Biochemie«, sehr viele dagegen vom »psychoanalytischen Jargon«, dem »Philosophen-Jargon«, dem – um hier einen Buchtitel Theodor W. Adornos einzuschmuggeln – *Jargon der Eigentlichkeit*. Daneben bleiben der Diebsjargon und

der Börsenjargon weiterhin in Gebrauch, wiewohl hier vielleicht richtiger von *Argot* gesprochen werden sollte.

Halten wir also, zwecks genauerer Begriffsbestimmung, den folgenden Tatbestand fest: Einmal ist die wirkliche Fachsprache, zum Unterschied vom Jargon, der von einem speziellen Kenntnis- und Erkenntnisvorgang erzwungene sprachliche Ausdruck; zum anderen läuft die Sprache eines Fachhe-zirks, je »fachlicher«, das heißt in seinen Begriffen definierter, in seiner Praxis eindeutiger er ist, desto weniger Gefahr, zum Jargon als einem regellosen Sprachspiel zu entarten. Die Beispiele drängen sich auf. Es ist ziemlich undenkbar, daß in eine gesellschaftliche Konversation plötzlich die Sprache der Thermodynamik eindringe – nicht nur, weil deren Gesetze weitum nicht bekannt sind und sich kaum reizvolle Pointen mit einer solchen Sprache erzielen lassen; sondern weil jedermann berechnete Angst hat, er könne hierbei Nonsens reden und sich vor einem vielleicht zufällig anwesenden Fachmann lächerlich machen. Wer hinwiederum vom Sein und vom Nichts, von der Reflektiertheit und von der Entfremdung und der, nun ja: der Dialektik ⁴redet, läuft diese Gefahr nicht. Spricht er in einer Unterhaltung über Existenzphilosophie ausgleitenderweise vom Seienden, das sich im Sein verbirgt, statt umgekehrt, gilt das gleichviel; mit hoher Wahrscheinlichkeit darf gerechnet werden, daß der etwa anwesende Philosoph, statt verächtlich die Achseln zu zucken, sich überlegt, ob ihm selbst nicht diese Variation Heideggers in der Fülle der Literatur entgangen sei und er darum die ontologischen Chancen dieser neuen Spielart mit Sorgfalt zu erwägen habe.

Überaus aufschlußreich erscheint mir in diesem Zusammenhang das Beispiel der Psychoanalyse, die heimatlos im Grenzbereich zwischen Natur- und Geisteswissenschaften steht und dort unsanft herumgestoßen wird. Eben darum ist sehr schwer auszumachen, ob ihre Sprache in unserem Sinne eine Fachsprache ist oder ein Jargon. Es, Ich, Über-Ich, Ödipuskomplex - sie stehen begrifflich nicht auf so festen Beinen wie die Protonen, die Gene, das Differential et cetera, wenngleich auch nicht auf gar so rachitischen wie die Jemeinigkeit oder die Grenzsituation. Spricht Anna Freud vom Über-Ich, dann haben wir es ganz offenbar nicht mit einem Jargonwort zu tun; gebraucht es die Frau von Pollack des berühmten jüdischen Witzes oder der Herr Wendriner, wird es jargonisiert. Die Psychoanalyse gibt uns überhaupt die frappierendsten Beispiele für die jargonhafte Degeneration einer Fachsprache, die das Unglück hat, eine solche nicht in ganzer Strenge zu sein. Des öfteren liest man in der Presse etwas von einer Psychoanalyse eines Volkes oder Kontinentes, etwa des schwarzen Afrika, was offenkundig Jargon-Unsinn ist, da nur ein Individuum psychoanalysiert werden kann. Verwüstungen hat das dem psychoanalytischen beziehungsweise individualpsychologischen Vokabular entstammende Wort »Komplex« veranstaltet: Man sagt »Angstkomplex vor der Atombombe«, obwohl es sich da überhaupt nicht um einen Komplex handelt, sondern um reale und rational begründbare Furcht; man redet von Minderwertigkeitskomplexen, wo Minderwertigkeitsgefühle gemeint sind, von Mutterkomplex, wo Mutterbindung ausreichen würde.

Bei weitem am schlimmsten ist es leider in der Philosophie bestellt, die man eigentümlicherweise immer noch die »reine« nennt. Man muß nicht unbedingt so weit gehen wie Jean-François Revel, der schon vor Jahr und Tag die gesamte moderne Philosophie als Glossurgie, leerlaufende Rede, verwarf - haben wir doch unter den »Reinen« die logischen Positivisten, von denen zwar positiv nicht sehr Substantielles zu hören sein mag, die aber immerhin die philosophische Sprache von manch aufgelegtem und sehr zählebigem Unsinn befreiten. In einem anderen Werk *La cabale des dévots* aber spricht Revel sehr legitim von der »verbalen Inspiration« der Philosophie und argumentiert gegen seine Widersacher: »Man hat mir Demagogie vorgeworfen und gesagt, ich wollte dem breiten Publikum schmeicheln mit meiner Forderung, daß die Philosophie immer klar, leicht, einsichtig, jedermann zugänglich sei. Ich habe in Wahrheit das Gegenteil behauptet: Heute ist die Philosophie der Weg des geringsten Widerstandes. Ich habe nicht geschrieben, daß die Philosophie sich keiner Fachsprache bedienen dürfe, sondern, daß sie nur *scheinbar eine Fachsprache* zu Gebote hat ...«

Tatsächlich drückt sich die Philosophie, mit Ausnahme der mathematischen Logik, nicht in einer Fachsprache aus und hat in ihrer ganzen Geschichte keine solche entwickelt; anders hätten nicht so viele Philosophen ihre eigenen Terminologien einführen können. Die Philosophie ist kein »Fach«, keine Wissenschaft: Der französische Sprachgebrauch, der mit »science« nur Naturwissenschaft meint und erst heute den noch nicht bewährten Begriff der »science de l'homme« für

Anthropologie, Soziologie, Psychologie, Metalinguistik et cetera aufgenommen hat, entspricht den Wissenstatbeständen und Erkenntnismöglichkeiten besser als der deutsche mit seiner »Geisteswissenschaft« und »Naturwissenschaft«. Ist die Philosophie nun aber kein »Fach«, keine »science«, so ist es doch Unsinn, sie als Unsinn schlankweg abzutun. Das Philosophieren ist ein menschliches Ausschreiten und Aufsteigen, wenn es auch dann den Wittgensteinschen Punkt geben mag, an dem man die Leiter der philosophischen Sätze wegwerfen muß, nachdem man durch sie, auf ihnen, über sie hinausgestiegen ist. Philosophieren ist Handeln, aus der Not heraus, wie Ernst Bloch das versteht, wenn er sagt »Not lehrt denken«; und sie ist, gleichfalls nach Blochs Worten: »Das fragende Staunen«.

Wer ausschreitet, kann sich verlaufen und auf Holzwege geraten; wer höherklimmt, kann sich versteigen, wie der Kletterer im Fels, und das Wort Verstiegtheit für leicht närrisches Denken oder Verhalten ist eine der geistreichsten von der Alltagssprache produzierten Metaphern. Der Raum des philosophischen Denkens ist ein unwirtlicher. Es gibt keine Disziplin, die so dem tödlichen Eindringen von Unsinn ausgesetzt wäre wie die Philosophie. Und keine andere Sprache ist so sehr wie die ihre bedroht von der Gefahr der Jargonisierung. Nicht einmal der in diesem Falle stets unter Anführungszeichen zu setzende »Fachmann«, der Philosophieprofessor, ja nicht einmal der schöpferisch philosophische Geist ist bewahrt davor, sich an den eigenen, oft selbstgeprägten Jargon zu verlieren, am Ende dann sogar die rituelle Gebetsmühle der,

zuvor unter harter Denkarbeit und in emotioneller Steigerung aufgebauten, aber schließlich degenerierten Sprache ab-schnurren zu lassen. Es gibt – dies wäre das Thema eines ganzen Buches – kaum eine Philosophie, die nicht Jargon geworden wäre.

Ist der Prozeß der Jargonisierung einmal in Gang geraten, entsteht das, was einst Heinrich Mann in seinem Zola-Essay die »Tiefschwätzerie« genannt hat (wobei freilich gleich hinzuzusetzen ist, daß sie von wirklicher Gedankentiefe nicht nur kaum unterscheidbar ist, sondern auch in ihrem verdorbenen Zustand stets noch Elemente authentischen Denkens in sich trägt). Heinrich Mann prägte das polemische Wort in der Auseinandersetzung mit seinem Bruder: Das war eine große Ungerechtigkeit; denn, ach, wie klar und treu und fast bieder klingen uns Thomas Manns Tiefsinnigkeiten heute im Ohr, die wir inzwischen viel Ärgeres haben erfahren müssen, als selbst die Schlafstrohgespräche der Studenten aus dem *Faustus* parodistisch uns zumuteten. Wir hatten namentlich den von Heidegger geschaffenen, in Adornos durchdringender Schrift als überständiges Denken entschleierte *Jargon der Eigentlichkeit* im Sinne. Dieser Jargon hat sich parodiert in der von Adorno angeführten pseudodichterischen Blut- und Boden-Betulichkeit. – Ja: »Wenn in tiefer Winternacht ein wilder Schneesturm mit seinen Stößen um die Hütte rast und alles verhängt und verhüllt, dann ist die hohe Zeit der Philosophie. Ihr Fragen muß dann einfach und wesentlich werden ... Und die philosophische Arbeit verläuft nicht als abseitige Beschäftigung eines Sonderlings. Sie gehört mitten hinein in die Arbeit des

Bauern.« - So ging das zu in den goldenen zwanziger und den blutigen dreißiger Jahren. Dieser Jargon, wie er hier zwar in seiner krudesten, aus dem Zusammenhang gerissenen Form aus Heidegger zitiert wird, ist geradezu wehrlos der Tiefschwätzeri ausgeliefert, die in diesem Fall ja dann so deutlich den üblichen Weg nahm: aus dem Hörsaal und der philosophischen Fachzeitschrift über das gehobene literarische Periodikum bis in den Provinzzeitungs-Leitartikel, ja, bis auf die Tribüne des Wahlredners. Im übrigen war er rückwärts gewandt und dementsprechend, legt man ihm einen präzisen politischen Wortsinn zugrunde, reaktionär.

Es geht uns hier nicht um die Kritik einer bestimmten Philosophie. Kaum eine, sagten wir eben, »die nicht Jargon geworden wäre«. Halten wir uns also an den Jargon. Der eben erwähnte findet sich nach wie vor in Bruchstücken bis in die Zeitungssprache. Die »echte Aussage« ist noch immer da, das »gültige Gespräch« auch, man lebt noch »wahrhaft in der Welt«, voll von »Seinsbejahung« und »Seinsgläubigkeit«. Doch beginnt die Phraseologie dieser Art vor unseren Augen zu verwelken und zu vergilben. Es gibt schon wieder Leute, die nicht »echt« unbedingt dort schreiben, wo man früher »wirklich« geschrieben hätte. Die »Gültigkeit« gilt nicht mehr allerorten. Ein Gespräch hat gute Chancen, wieder zur urbaneren Diskussion zu werden, und für den Verfall der Seinsgläubigkeit sorgen schon die täglichen Rundfunknachrichten. Der Jargon der Eigentlichkeit hat sich als sehr uneigentlich oder, wie Sartre sagen würde, als »inauthentique« erwiesen. Die Tiefschwätzeri solchen Musters versickert.

Dafür steht ein anderer Jargon im Begriffe, die Sprache aufzublähen. Dieser ist nicht reaktionär, im Gegenteil: Er gibt sich progressiv bis progressistisch. Er ist nicht raunend, sondern schneidend, nicht wuchtig-gewichtig, sondern scharf-elegant. Er trieft nicht von Serenität, sondern tritt aggressiv auf. Seine Heimat ist nicht die schneesturmumbraute Schihütte, sondern - nein: zu sagen das Café wäre eine Unwahrheit, denn in den heute aussterbenden Cafés war man witzig, klar, geistig schlank wie Polgar oder volkstümlich derb wie Tucholsky - seine Heimat ist das mit allem Komfort ausgestattete Arbeitszimmer, das Funk- oder Fernsehstudio, der Sitzungsraum konferenzierender Redaktoren. Es ist der Jargon der Dialektik, von dem wir eingangs einen Modellfall anführten. Dort geht es hoch her mit Reflektiertheit und negativer Positivität, mit Verdinglichung, unglücklichem Bewußtsein und Fungibilität. Wie dieser Jargon seinerseits am Ende politisch reaktionär zu wirken Gefahr läuft, wird noch zu zeigen sein.

Es ist dieser Jargon der Dialektik, soweit ich die geistige Topographie zu überschauen vermag, was mir freilich gewiß nur teilweise möglich ist, in Frankreich und Deutschland behaust. Die angelsächsischen Länder sind weitgehend frei von ihm. In England und in den USA herrscht immer noch mit Ausschließlichkeitsanspruch der in Wien geborene logische Positivismus, der erst durch Wittgenstein nach England, später durch Carnap nach den Vereinigten Staaten gezogen wurde. Daß diese Denkrichtung mit ihrem Respekt vor den Tatsächlichkeiten, den Fakten oder »facts« gerade in den USA ihren Nährboden finden konnte, ist über das Soziologische hinaus

politisch außerordentlich erhellend: Die USA als schon verwirklichte beste aller möglichen Welten, als die sie sich verstehen, brauchen eine Philosophie der puren Tatsachen-Spiegelung, ohne kritisch-subversive Schwungkraft. Von den Neo-Positivisten, die sich legitim schmeicheln, wertfrei zu denken und eine in der exakten Wissenschaft abstrahierte Wirklichkeit für sich selbst sprechen zu lassen, ist wenig zu befürchten, vor allem nicht, daß sie das soziale und politische positive Recht als positives Unrecht entschleiern könnten. Den USA - und in geringerem Ausmaß England - fehlt die dialektische Allüre. In diesen Ländern hätte sie als Agens kritischer Aufklärung ihren Platz, und die Gefahr ihrer Jargonisierung könnte dabei gut und gerne in Kauf genommen werden. In Deutschland und Frankreich aber stehen wir an dem Punkt, wo die Quantität echten und jargonhaft degenerierten dialektischen Denkens und Redens in die Qualität umschlägt: Eine Qualität, die geistesgeschichtlich als mythologisierend und mystifizierend, politisch als potentiell reaktionär zu erkennen wir nicht umhin kommen. Der schon mehrfach zitierte Jean-François Revel, direkter geistiger Nachfolger des großen Julien Benda und einer der letzten gut traditionell französischen Aufklärer, hat seinem Buch *En France sans opposition* einen *index verborum prohibitorum* beigefügt, eine Aufzählung von Ausdrücken und Phrasen, deren sich jeder Denker der Linken zu enthalten habe. Unter den verbotenen Wörtern finden wir auch »dialectique« als Adjektivum, das nach dem Hauptwort »dépassement« (Überschreitung) unter allen Umständen zu vermeiden sei. Jedoch ist sowohl in der franzö-

sischen als auch der deutschen gehobenen Publizistik die überflüssige bis mißbräuchliche Anwendung des Wortes »dialektisch« der vergleichsweise harmlose Aspekt des Problems. Wir haben es da mit einem pseudomagischen Schlüsselwort zu tun, das, wenn es auch nirgendwo ein Tor aufschließt, so doch geeignet erscheint, noch dem anspruchslosesten Zeitungsartikel ein Air höherer Intelligenz zu geben. Man spricht denn nicht mehr von »Spannungen«, sondern von »dialektischen Spannungen«. Ein Gegensatz wird zum dialektischen Gegensatz. Jeder Prozeß ist ohnehin ein dialektischer, und ich warte nur auf den Moment, wo die Gerichtssaalberichterstatte die Gewohnheit annehmen werden zu schreiben: »Der dialektische Strafprozeß gegen den dreifachen Doppelgattenmörder ist für den 13. anberaumt.«

Da ist zum Beispiel ein Buchtitel: *Dialektik der Restauration*. Das betreffende Werk ist ein ausgezeichnetes Essay, in dem der Autor ein äußerst lebendiges Bild der deutschen Gegenwart skizziert. An Dialektik enthält es soviel wie jedes andere ähnliche Werk eines jeden modernen und aufgeklärten Historikers enthalten muß, denn selbstverständlich kann heutzutage niemand mehr Geschichte schreiben, als hätte es niemals Hegel und Marx gegeben. Im Titel aber schon das kleine Feuerwerk Dialektik abzubrennen war keineswegs notwendig: »Restauration in Deutschland« hätte vollauf genügt. Oder: In dem an und für sich sehr lesenswerten und wohlgedachten Buch über die Judenfrage des Sartre-Schülers Robert Misrahi, das schon den Jargon-dialektischen Titel *La condition réflexive de l'homme juif* führt, ist

der folgende Satz zu lesen: »Die zionistische Doktrin ist eine dialektisch vollkommen rigore Antwort auf die Situation, die durch tausendjährige Verfolgung den Juden bereitet wurde; das Rigore des Zionismus entfaltet sich auf drei Ebenen, der historischen, logischen, moralischen, da doch die Existenz Israels zunächst die dialektische praktische Vollen- dung der (jüdischen) Geschichte ist ...« Ich kann den Leser nur bitten, mir da einfach aufs Wort zu glauben, daß der zitierte Satz meint, der Zionismus sei die Reaktion darauf gewesen, daß die Völker der christlichen Welt nicht bereit waren, die Juden zu assimilieren. Der angeführte Ausspruch wäre schon ohne das magische Schlüsselwort »dialektisch« aufgedunsen genug; da dieses aber darin an zwei Stellen aufscheint, wird er zu einem Monstrum, vor dem jedermann, der den Jargon nicht gewohnt ist, beziehungsweise ihn nicht durchschaut hat, im deprimierenden Gefühle eigener Blödigkeit sein Heil in der Flucht sucht.

Man entwischt aber dem Jargon nicht, sondern wird allerorten von ihm eingeholt, in Deutschland vielleicht noch nicht mit solcher Rapidität wie in Frankreich, doch auch schon geschwind genug. Ludwig Marcuse, von einer Zeitung befragt, welches Buch man seiner Meinung nach zur Zeit schreiben solle, hat geantwortet: »Ich schlage vor ein sehr seriöses, Titel »Ganz ohne Dialektik geht die Chose nicht - Zur Pathologie des Zeitgeistes«. Damit es kein Wälzer wird, Begrenzung auf die letzten fünf Jahre. Kapitel eins: Wie oft ist das Wort »dialektisch« gebraucht worden? Es genügt, wenn die Zählung bis zu einer Million durchgeführt wird.« - Damit man diesen ironisch

gemeinten Ausspruch auch ironisch verstehe: Der Gebrauch des nichts aufschließenden Schlüsselwortes ist in vielen Fällen nur eine oberflächliche Erscheinung, auch geistig nicht gefährlich. Liest man darüber hinweg, hat man oft genug sachhaltige Aussagen, die richtig oder unrichtig sein mögen, jedenfalls aber nicht sinnleer sind. Die Gefahr liegt anderwärts. Wo? Vielleicht im Jargon der Dialektik, wie er in den kommunistischen Staaten offiziell und in der Presse gesprochen wird?

Die Frage ist längst fällig, doch werden wir sie kürzer und bündiger beantworten, als mancher Leser es erwarten oder auch akzeptieren wird. Was man in den kommunistischen Gesellschaften »Diamat« nennt und was behördlicherseits gedacht und gesprochen wird, ist nicht Dialektik, nicht einmal Jargon der Dialektik: Es ist eine rituelle, wenn man will, eine sakrale Sprache von Leerformeln, deren Gültigkeit nicht diskutiert wird. »Was bei Marx«, schreih Alfred Schmidt in einem Aufsatz zum Verhältnis von Natur und Geschichte, »zur Kritik steht, wurde im Stalinismus in den Rang einer wissenschaftlichen Norm erhoben.« Den Stalinismus gibt es nicht mehr. Die stalinistische Pseudodialektik aber hat sich erhalten und degenerierte sogar von der Norm zum sinnentleerten sprachlichen Ritual. Der Diamat ist keine Methode, nach der gedacht, noch eine unbewußt kollektiv übernommene Kunst- sprache, die gesprochen wird. Er ist Teil eines sich selbst zelebrierenden Machtstils, vergleichbar den patriotischen Tiraden aus Elementarschul-Lesebüchern in den Monarchien einer nahen Vergangenheit. Was *wir* hier Jargon der Dialektik nennen, das suchen und finden wir bis zum Überdruß in der intel-

lektuellen Welt der westlichen Länder, in Deutschland und Frankreich namentlich: Hier ist er auch Gefahr.

Vor mir liegt ein Bericht über ein in Frankreich gehaltenes Colloquium von Soziologen und Psychoanalytikern über das »Faktum Literatur«, eine Unterhaltung, an der unter anderen der bekannte französische Literatursoziologe Lucien Goldmann und aus Deutschland Theodor W. Adorno teilnahmen. In diesem Rapport findet sich der folgende Satz des französischen Gelehrten und Publizisten Serge Doubrovsky über das Wesen des Faktums Literatur: »Die Literatur«, so müssen wir erfahren, »besteht ebenso aus Schweigen wie aus Worten. Was sie sagt, erhält ihren vollen Sinn durch das, was sie nicht sagt: Denn es ist gerade dieses, was sie *sagen will*.« Das Beispiel, wie hier im Jargon die gute alte Tiefschwätzeri gemütlicheren Zeiten zur aggressiv-arroganten Hochschwätzeri wird, ist in höchstem Grade irritierend, nicht nur für den positivistisch nach Eindeutigkeit und logischer Klarheit verlangenden Leser, sondern auch und gerade für den, der dialektisch nachzudenken wünscht; denn auf den ersten Blick wird klar, daß hier die Dialektik nicht Denknötwendigkeit ist, sondern bloßes Stilmittel. Versucht man eine Analyse dieses mit hochfahrender Gestikulation den Leser einschüchternden Ausspruchs, ergibt sich der folgende Tatbestand: Der erste Satz ist, isoliert genommen und in der vorliegenden allgemeinen Form, offener Nonsens: Von Literatur kann erst gesprochen werden, sobald das Schweigen gebrochen und das Wort ergriffen wird. Doch will natürlich der erste Satz seinen Aussagewert aus dem folgenden ziehen und wir haben darum gar kein

Recht, ihn auszusondern. Aber auch mit ihm stimmt es nicht, beziehungsweise: Er ist dermaßen vage, daß er noch die unverbindlichste Spekulation, um nicht zu sagen, dumpfes Sinnieren herausfordert. Daß nämlich die Literatur gerade das sagen will, was sie nicht sagt, reduziert sich im günstigsten Fall auf die Trivialität, daß die bezeichnenden Wörter niemals identisch sind mit dem, was sie bezeichnen. Warum sie aber gerade aus dieser Tatsache ihren Sinn erhält, ist unerfindlich, denn wenn ich sage »rot«, wird das Wort keineswegs sinnvoll dadurch, daß es *nicht* mit dem objektiven physikalischen Ereignis und der subjektiven Qualität roter Farbe gleich ist, sondern daß es im Empfänger der Botschaft eine bestimmte Vorstellung auslöst. Überträgt man den Ausspruch Doubrovskys in eine common-sense-Sprache, fällt alles ab bis auf die Feststellung: Das nur Gesagte ist niemals das Seiende, darum kann der Schriftsteller mit seinen Worten keine Wirklichkeit schaffen.*

Weniger fluid, dafür um so arbiträrer bedrängt uns der Jargon in den Schriften eines anderen Franzosen, des marxistischen Kultursoziologen Lucien Goldmann. In einem Essay über den Nouveau Roman, in dem er die artistische Entsprechung und gleichzeitige Durchleuchtung der kapitalistischen

* Ich darf, ich muß mich hier öffentlich an die Brust schlagen. Einem Buche über die Kondition des Naziopfers gab ich den Untertitel »Bewältigungsversuche eines Überwältigten«. Das war nicht als ein Wortspiel gesucht worden, sondern hatte sich mir *jargondialektisch* aufgedrängt, ohne daß ich der Fäzilität widerstanden hätte: Der Bewältiger ließ sich vom Jargon überwältigen. Als ich mir klar wurde über das wohlfeile dialektische Klischee, war das Buch gedruckt - und mir blieb das Unbehagen am eigenen Versagen vor den Lockungen einer Modesprache.

Industriegesellschaft sieht, schreibt Goldmann: »Auf literarischer Ebene äußert sich die essentielle Transformation (der Gesellschaft) - wie Robbe-Grillet und Nathalie Sarraute es uns zeigen - in der strukturellen Einheit Person-Gegenstand, die modifiziert ist durch das mehr oder weniger radikale Verschwinden der Person und durch eine dazu korrelative, nicht weniger bemerkenswerte Autonomie der Gegenstände.« - Warum die essentielle Transformation der modernen Industriegesellschaft die Person zum Verschwinden bringt und den Gegenständen Autonomie verleiht, ist schwer erklärbar, da doch im Kapitalismus des neunzehnten Jahrhunderts die berühmte »Verdinglichung« eine noch aufdringlichere Realität war als heute, was aber Flaubert und Stendhal keineswegs gehindert hat, Personen - um ein von der modernen Literaturkritik verpöntes Wort zu gebrauchen - zu »gestalten«. Was die Einheit Person-Gegenstand (die in diesem Zusammenhang keineswegs phänomenologisch verstanden werden darf) eigentlich bedeuten soll, darüber wird uns keine Auskunft gegeben. Sie liegt ganz offensichtlich nicht in der Wirklichkeit, sondern im Jargon der Dialektik. Man vergleiche mit der Bedürftigkeit solcher Jargondialektik einen authentischen dialektischen Gedanken, wie er uns entgegentritt in den drei Hammerschlägen der berühmten ersten Sätze von Ernst Blochs Tübinger Einleitung in die Philosophie: »Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst.« »Ich bin«: die unanzweifelhafte Tatsache meines Daseins in der Welt. »Aber ich habe mich nicht«: die antithetische Erkenntnis, daß ich, um wahrhaft zu sein, Welt gewinnen muß und nicht gewinnen kann, solange

ich Ware auf dem Markt bin. »Darum werden wir erst«: die synthetische Steigerung, nicht nur zur Idee des vollen Sich-Verwirklichens im Werden, das zum Selbstbesitz führen soll, sondern in die Ausweitung eines erst im Wir sich ganz wiederfindenden Ich.

Es ist nun freilich in der Dialektik schwieriger als irgendwo anders im Raume der Philosophie, Jargon und Authentizität zu unterscheiden. Wäre die Dialektik in der Tat, was die Dialektiker von ihr glauben, daß sie es sei: nämlich eine *Methode*, fiele die Auslese des Echten aus der Fülle des nur Geredeten nicht gar so schwer. Sie ist aber keine Methode im Sinne systematischer wissenschaftlicher Wegbereitung der Erkenntnis; das hat sogar der Dialektik-Forscher Robert Heiss implizite einbekannt, wenn er in seinem Buch *Wesen und Formen der Dialektik* sagt: »Das dialektische Denken hat seine klaren methodischen Prinzipien und seine bestimmte Vorstellung von der Wahrheit, *die freilich weder dem üblichen Begriff der Methode, noch der üblichen Vorstellung der Wahrheit entspricht.*« Und noch viel weniger ist Dialektik eine in Form wissenschaftlicher Hypothesenbildung auffindbare Realität, wie Roger Garaudy das in seiner Auseinandersetzung mit Sartre, Jean Hyppolite und anderen Marxisten einmal nachgerade naiv formuliert hat: »... es gibt ein materielles Ansich, vor uns und außer uns; es hat, ebenfalls vor und außer uns, eine Struktur; die Wissenschaften beweisen uns, daß diese Struktur dialektisch ist ...« Wer nicht bedingungslos eingeschworen ist auf die Dialektik, richtiger: Wer nicht diesen Begriff zum Altar einer Religion gemacht hat, verfällt in Kon-

sternation. Die Wissenschaften beweisen es! Die Sentenz läuft jeder Wissenschaftslogik und Epistemologie zuwider, denn die exakten Wissenschaften begnügen sich damit, Hypothesen empirisch zu verifizieren und mögliche Ableitungen daraus mathematisch zu ermitteln. Die Wissenschaft beweist immer nur die Richtigkeit oder Unrichtigkeit von Sätzen; sie schweigt über sich selber. Blockiert wäre wissenschaftliches Denken, wenn der Forscher, statt die Ergebnisse seines Bemühens an der Wirklichkeit zu prüfen, dem Ansich der materiellen Welt das Gerüst einer Struktur *a priori* aufzwingen wollte.

Die Dialektik also ist keine Methode; sie ist auch keine Eigenschaft der Natur. Was aber ist sie dann? Ich proponiere, im vollen Bewußtsein der Vorläufigkeit meines Vorschlags, eine Definition, die bereits angedeutet war: Dialektik ist eine *Allüre des Denkens*. Vielleicht, wahrscheinlich ist sie die Art geistigen Gehens und Stehens, die wir in diesen Tagen nötig haben. Doch ist sie ein sehr unsicheres, schwankes Ausschreiten und zu alledem: Sie ist so erschreckend leicht nachahmbar, wobei zur Nachahmung auch *Selbstnachahmung* gehört. Nicht selten sehen wir denn authentische dialektische Denker als Opfer ihres eigenen Jargons, an den sie sich gewöhnt haben und den sie nun serienmäßig reproduzieren. Daß aber die dialektische Allüre so spielend leicht zu mimen ist, hat wenig zu tun mit der mehr oder minder starken imitatorischen Begabung der dialektischen Denker; es liegt in der Dialektik selbst, in der als Überdeutlichkeit sich selbst spielenden Undeutlichkeit, in der essentiellen Problematik ihres wankenden Vorwärtsschreitens, das ihre Größe ist, aber auch ihre Misere.

Nicht unstatthafte Anmaßung ist es, wenn ich von torkelndem Schritt spreche. »Das Wahre ist so der bacchantische Taumel, an dem kein Glied nicht trunken ist, und weil jedes, indem es sich absondert, so unmittelbar sich auflöst – ist er ebenso die durchsichtige und einfache Ruhe. In dem Gerichte jener Bewegung bestehen zwar die einzelnen Gestalten des Geistes, wie die bestimmten Gedanken nicht, aber sie sind so sehr auch positive notwendige Momente als sie negativ und verschwindend sind.« Wer hat das geschrieben? Wer von Taumel gesprochen und zugleich die Zweideutigkeit dialektischen Denkens exemplifiziert durch die Behauptung, daß dieser Taumel ebenso durchsichtige und einfache Ruhe sei? Georg Wilhelm Friedrich Hegel, nachzulesen in der *Phänomenologie*. Das ist gewiß keine originelle Entdeckung. Man kennt die Hegelsche Logik, die mit dem im sprachüblichen Sinne logischen Denken nur den Namen gemein hat. Welch pueriles Unterfangen wäre es jedoch, auf wenigen Seiten eine Kritik der Dialektik zu wagen! Die Logik hat es leicht, die Dialektik zu »widerlegen«, doch wie wenig getan ist mit der positivistischen Beweisführung, hat uns die Wirklichkeit gezeigt. Carnap nahm sich einmal einen Heideggerschen Satz her und führte den Beweis, daß er nach positivistischen Kriterien »sinnlos« ist. Das hat aber keinen nachdenklichen Menschen gehindert, der Faszination Heideggers zu erliegen. So wenig wie logische Analyse die Existenzphilosophie zerschlug, wird sie jemals dialektisches Denken zu ersticken vermögen.

Doch noch einmal: Es geht uns hier nicht in erster Linie um die Dialektik, sondern um den durch sie produzier-

ten Jargon. Dargetan werden soll, daß die Dialektik leichter als irgendeine andere Methode philosophischen Denkens zum Jargon deformiert werden kann. Das Positive ist das Negative; das Wort ist das Schweigen; das Licht ist das Dunkel; der Überwältigte bewältigt ... dialektische Sätze oder auch paradoxe? Der erwähnte Robert Heiss hat in seinem Buch über Wesen und Formen der Dialektik der »Dialektik der Sprache«, die er im Paradoxon zu erkennen meint, einen ganzen Abschnitt gewidmet und hierbei nicht nur berühmte logische Widersprüche angeführt wie die Antinomie des lügenden Kreters und das Grellingsche Paradoxon heterologisch-autologisch; er hat ganz ausdrücklich auch den alten Kindervers als Beispiel herangeholt: »Dunkel war's, der Mond schien helle/Schnee lag auf der grünen Flur/als ein Wagen blitzeschnelle/langsam um die Ecke fuhr. Drinnen saßen stehend Leute/schweigend ins Gespräch vertieft/als ein toteschoß'ner Hase/auf der Sandbank Schlittschuh lief.« Heiss hat dieses Exempel für *leerlaufende* Dialektik hingesetzt. Wer aber kann, wenn es sich nicht mehr um einen Kindervers handelt, sondern etwa um den oben zitierten Ausspruch, daß die Literatur ebenso aus Schweigen wie aus Worten besteht, in solchem bacchantischen Denктаumel, den zugleich als einfache Ruhe zu erkennen überaus schwerfällt – wer kann, frage ich, im Gebiete solch erwachsener Hochschwätzerie mit einiger Gewißheit die inhaltlich gedankenträchtige von der inhaltslosen Dialektik, wer kann die notwendig antithetischer Formulierung sich bedienende Philosophensprache so ohne weiteres vom Jargon unterscheiden? Hier stehen wir dem Verhängnis der Dialektik

gegenüber, dem vom Denken über sie und von ihr über uns verhängten.

Nur eines ist inmitten dialektischer Spiegelfechterei sicher: *Banal ist der dialektische Satz niemals*. Drinnen saßen Leute, ein Wagen fuhr langsam um die Ecke, finster war's: Das ist natürlich hoffnungslose Binsenwahrheit, verglichen mit der im Kindervers sogar poetische Potenz gewinnenden sibyllischen Erzählung vom Wagen, der *blitzeschnelle* langsam um die Ecke fuhr, von der *Finsternis* des Mondlichts, den Leuten, die zugleich stehen und sitzen. Ich glaube, daß die eingeborene Eigenschaft der, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, »Anti-Banalität« dialektisch-paradoxen Sprechens uns den Schlüssel an die Hand gibt zum Verständnis wenn nicht der Dialektik, so doch ihres Jargons. In einem Aufsatz von Theodor W. Adorno »Meinung, Wahn, Gesellschaft« lese ich einen Satz, der uns Auskunft gibt über die vorgebliche Banalität des im Positivismus gelauterten gesunden Menschenverstandes, über die forcierte Anti-Banalität dialektischen Denkens und die Furcht vor der Banalität, die allenthalben geistige Panik erzeugt. »Das Banale kann nicht wahr sein«, heißt es da. Nun sehe der naiv mit empirischer Wahrheitsprüfung und logischer Deduktion operierende Zeitgenosse zu, wie er zurechtkommt! Der Satz stammt aus der Werkstatt eines bedeutenden Denkers, der eine große Leistung im Felde des dialektischen Denkens vollbracht hat. Um so trauriger, daß im deutschen Sprachraum gerade er für den Jargon der Dialektik die Hauptverantwortung trägt. »Das Banale kann nicht wahr sein«: Da haben wir eine geradezu terroristische Behauptung, die sich stützt auf die

mehr als nur legitime, nämlich notwendige, unerläßliche Überlegung, daß sich der Gedanke erprobt in der »Liquidation der Meinung: buchstäblich: der herrschenden. Diese ist nicht bloße Unzulänglichkeit der Erkennenden, sondern ihnen aufgezwungen von der gesellschaftlichen Gesamtverfassung und damit von den Herrschaftsverhältnissen.« Dennoch ist das Verdammungsurteil über die Banalität, in der ja durchaus nicht immer und überall »Meinung« steckt, sondern auch zu Recht so und nicht anders Gemeintes, in dieser allgemeinen apodiktischen Form nicht akzeptabel.

»Das Banale kann nicht wahr sein.« Warum eigentlich und was soll das überhaupt heißen? Adorno sagt es: »Was in einem falschen Zustand von allen akzeptiert wird, hat, indem es diesen Zustand als den ihren bestätigt, vor jedem besonderen Inhalt schon sein ideologisches Unwesen.« Darüber läßt sich reden. Es könnte ein solcher Satz sogar als kritische Warnungstafel errichtet werden in weiten Gebieten der Sozialphilosophie. Er gilt jedoch nicht mehr in der im engeren Sinne banalen Sphäre, der alltäglichen nämlich, wo Sätze ständig einer Realitätsprüfung niedrigen Grades unterworfen sind, von einer Information etwa über das eben herrschende Wetter bis zur Rechnung im Restaurant. Das »ideologische Unwesen« redet hier, wie oft, eben nicht drein, und die »Kruste verdinglichter Meinungen beschirmt« – in solchen Fällen keineswegs – »das Bestehende und sein Gesetz«. Noch weniger gilt der Satz natürlich für die exakten Wissenschaften, in denen jede einmal erzielte Erkenntnis »banal« wird und sich entbanalisiert erst im Moment der von Erfahrung erzwungenen Überschrei-

tung. Hier steht das Banale durchaus und immer auf dem leidlich tragbaren Grund der von Philipp Frank so genannten »relativen Wahrheit«, die jeweils abgelöst wird durch eine andere, wiederum relative, die aber ganz unabhängig ist von Ideologie oder »verdinglichter« Meinung oder »falschem« Bewußtsein.

Der vorläufige Triumph dialektischen Denkens ist Theodor W. Adornos letztes, nach seinem eigenen Wort als »Antisystem« konzipiertes magnum opus *Negative Dialektik*, das schon im Schilde ein charakteristisches dialektisches Paradoxon führt. Hier wird gleichsam die Dialektik noch einmal »dialektisiert«, und zwar in Denkbewegungen, von denen zum Teil – wie in den so deutlich wie deutend und deutbar geschriebenen Seiten über den Tod – eine außerordentliche Faszination ausgeht. Gleichwohl ist auch dieses Werk durchzogen vom Jargon oder, wenn wir nun einmal bei diesem Begriff bleiben wollen, von Expressionen violenter Anti-Banalität, in denen sich schließlich Sprache und Denken so sehr auflösen, daß der Leser am Ende dasteht wie Peer Gynt mit der Zwiebel. Wie unstatthaft es auch sei, aus einem Text von vierhundert Seiten einen Satz zu lösen – wer dieses Buch auch nur kritisch erwähnt, fühlt sich gehalten, aus der Disziplin auszubrechen. Verdrießlich genug für den leider Getroffenen, daß wieder einmal Auschwitz herhalten muß, ein dialektisches Exerzitium zu inspirieren. Da heißt es: »Das Gefühl, das nach Auschwitz gegen jegliche Behauptung von Positivität des Daseins als Salbadern, Unrecht an den Opfern sich sträubt, dagegen, daß aus ihrem Schicksal ein sei's noch so ausgelaugter Sinn gepreßt

wird, hat sein objektives Moment nach Ereignissen, welche die Konstruktion eines Sinnes der Immanenz, der von affirmativ gesetzter Transzendenz ausstrahlt, zum Hohn verurteilen. Solche Konstruktion bejahte die absolute Negativität und verhülfe ihr ideologisch zu einem Fortleben, das real ohnehin im Prinzip der bestehenden Gesellschaft bis zu ihrer Selbstzerstörung liegt.«

Der erste Satz, übertragen in eine weniger von sich selber bis zur Selbstblendung entzückte Sprache, meint ungefähr: »Nach Auschwitz noch an einen Sinn der Geschichte zu glauben hält schwer.« Er ist - abgesehen von der Leerformel über die von Transzendenz angestrahlte Immanenz, die er übrigens ja abweisen will, fragwürdig: Die Opfer haben unter Umständen sehr wohl ihrem Geschick einen Sinn abgerungen; wie, läßt sich nachlesen in Jean-François Steiners *Treblinka*. Der zweite Satz ist eine jener nachgerade stark abgenutzten Aufsteilungen gesellschaftskritischer Undeutlichkeit, denn: Ob die Annahme einer ohnehin heutzutage kaum noch ernsthaft zu nehmenden Transzendenz-Ausstrahlung die »absolute Negativität«, was immer das sein möge, bejahte und ihr zu einem ideologischen Fortleben verhülfe, ist kein greifbares Problem. Die ganze Aussage ist, reduziert auf ihren Grundgehalt, banal wie nur eine: Ihre Entbanalisierung ist pur verbal und liegt bereits im Felde des Jargons.

Den dialektischen Denker sitzt allerwegen die Furcht vor der Banalität im Nacken - etwa der Banalität, Opfer Opfer und Quäler Quäler sein zu lassen, wie sie es beide waren, als geschlachtet wurde. Revel schreibt in seinem Buch *Contre-Cen-*

surea über das Werk von Claude Lévi-Strauss: »Weil ich ihn bewundere, beschwöre ich ihn, sich einer Platitude- und Banalitätskur von fünf bis sechs Jahren zu unterziehen.« Die Banalitätskur, genauer gesagt: eine Geistes- und Psychotherapie gegen die Furcht, banal zu werden, ist manchen Denkern und Schriftstellern, die Dialektik treiben und in den Jargon verfallen, dringend zu empfehlen. In Frankreich haben wir alle die ursprünglich vom dialektischen Sartre stark beeinflussten, aber heute den »après-Sartrismus« vorbereitenden Autoren im Sinne: neben dem Anthropologen Lévi-Strauss den Philosophen Michel Foucault, den die Psychoanalyse zur Philosophie, ja Ideologie aufsteilenden Psychoanalytiker Lacan, den Marxisten Althusser, bei denen übrigens der Dialektik-Jargon schon überlagert ist von der jüngsten Version: der Modesprache des Strukturalismus. Sie reden eine Sprache antithetischer Unverbindlichkeit, in einem verletzend hochfahrenden Tonfall, als wollten sie sich rächen an einer exakten Wissenschaft, die ganz undialektisch täglich ihre kleineren oder größeren, immer aber sicher gesetzten Schritte vorwärts tut und sich um sie sehr wenig kümmert. Damit schaden sie der wertfrei und, zugegeben, ohne jede moralische und gesellschaftliche Verantwortlichkeit operierenden, oftmals heillosen Wissenschaft sehr wenig. Sie nützen aber auch der Philosophie nicht, im Gegenteil. Und schon gar nicht wirken sie dem zugunsten, was wir hier ohne weiteren Definitionsversuch die soziale und politische Emanzipation des Menschen nennen, von der sie doch sagen, daß sie ihnen so sehr am Herzen liege. Der Jargon stößt ab, entmutigt. Er ist nicht nur den inkurablen geistigen

Vernunftbanausen ein Verdruß, auch allen jenen dialektisch geschulten Lesern, die sich gleichwohl nicht davon abbringen lassen wollen, daß es das Wahre und das Falsche gibt, das Gute und das Böse, und daß unter Umständen sehr wohl, was wahr und gut ist, sich aufs souveränste in Sätzen sagen läßt, die den allzu Gewitzten, allzu Gespitzten als banal erscheinen. Als Sartre in einer Auseinandersetzung über moderne Literatur einmal sagte: »Angesichts eines am Hunger sterbenden Kindes hat mein Buch *La nausea* kein Gewicht«, brach helles Entsetzen aus über einen so von allen guten Geistern der Dialektik verlassenen Ausspruch. Es gab aber solche, die befreit Atem holten, als sie dieses Wort hörten, in dem mehr verborgen lag als *Wörter*.

Die Emanzipation des Menschen, die sich ohne dialektisches Denken bis zum augenblicklichen Stadium gewiß nicht vollziehen hätte können und die weniger als je auf das Risiko des dialektischen schwankenden Schreitens verzichten kann – ist sie nicht zugleich auch angewiesen darauf, daß da und dort das undialektisch grade, das eindeutige, meinetwegen: das banale Wort furchtlos gesagt wird? Das ist dann leicht lächerlich zu machen in einer Kunstsprache, die sich übrigens spielend präfabrizieren läßt mittels der Lektüre von Hegel plus Karl Kraus. Doch sagt die polemische Überlegenheit des dialektischen Jargons so gut wie nichts aus über den Wert seiner mühelos errungenen Triumphe. Gerade in der sozialen und politischen Auseinandersetzung versagt die Dialektik, wenn sie sich nicht äußerste Zucht auferlegt. Der hochachtenswerte

moralische Elan, die geistreichste dialektische Formulierung kommt da nicht auf *für* und nicht auf *gegen* die Einfachheit, vor der die Dialektiker einen Horror haben, weil sie sie mit Einfältigkeit verwechseln.

Wie redet der politisch engagierte Dialektiker, wenn er der Gefahr der Jargonisierung seiner eigenen Sprache nicht entgangen ist? Vor mir liegt ein Buch, das mir Beispiele an die Hand gibt, ein sehr gescheites Buch. Es führt den eindringlichen Titel *Die Einübung des Ungehorsams in Deutschland* und sein Verfasser, Ulrich Sonnemann, führt einen guten Krieg. Aber wie? So: »Um das Böse der Banalität zu begreifen, reicht es nicht hin, den Blick auf deren historische Anfälligkeit für das Böse zu richten, denn diese selbst bedarf der Klärung; andererseits ist die Banalität, wo sie mit ihrer Gegenwelt gar nicht kollidiert, in erster Linie schlecht und nicht böse. Gleichwohl muß sie mit dem Bösen von allem Anfang an irgend etwas zu tun haben, denn eine Selbstabsperrung des Menschen gegen das Wahre in der Welt, als die die Banalität bestimmt werden muß, ist etwas Aktives: es ist, da solche Schranken eine Ablehnung des Wahren sind, ein Angriff auf dieses selbst. Das setzt voraus, daß die Banalität des Wahren inne ist, das Innesein aber nicht aushalten kann, und also aus der Spannung eines pervertierten Gewissens sowohl ist was sie ist, als auch die Gewißheit, daß eben dieses *nichts ist*, nicht erträgt; in welchem Nicht-Ertragen ihrer selbst, das in ihrer Weltrolle zugleich dann als Nicht-Ertragen des Wahren und Unerträglichkeit für dieses in Erscheinung tritt, ihr Sein besteht.« – Hier ist nun so ziemlich alles, was den Jargon der Dialektik

kennzeichnet. Wieder muß denn auch die Banalität herhalten, die in diesem Falle nicht nur niemals wahr sein kann, sondern gleichweg das Böse ist. Warum sie es ist, wird freilich nicht auseinandergelegt. Nur *wie* sie es ist, wird uns in dialektischer Schein-Schärfe vorexerziert, und wenn wir's nicht begreifen, sind wir selbst banal, ergo böse. Die Banalität ist des Wahren inne. Wie und auf welche Weise? Das kann sie nicht aushalten. Und warum nicht? Sie hat ein pervertiertes Gewissen, sowohl zu sein, was sie ist, und hat dazu die Gewißheit, daß dieses (was sie ist) nichts ist. Das erzeugt Spannung und diese Spannung erträgt sie, die Banalität, nicht. Warum nicht? Man würde meinen, es sei ihr ganz kannibalisch wohl! als wie fünfhundert Säuen! Jedenfalls: Hier erträgt sie sich eben nicht und das Nicht-Ertragen ihrer selbst läßt sie in der Welt die Rolle des Nicht-Ertragens des Wahren spielen, worin zugleich ihre Unerträglichkeit für dieses beschlossen ist. Das ganze aber ist ihr, der Banalität, Sein.

Inhaltlich zu argumentieren hat hier wenig Sinn. Denn alles Ausgesagte ist weder Erschlossenes noch Exemplifiziertes, bleibt vielmehr im Bereich der rein spekulativen Behauptung. Der Autor meint, so jedenfalls übersetze ich seine Worte ins böse Banale, daß der Mensch, der sich mit Denk-Klischees zufrieden gibt, statt sie zu zerstören, durch Unterlassungsschuld zum Feind der Wahrheit wird. Er meint außerdem, daß, wer mit Binsenwahrheiten sich abfindet, ein schlechtes Gewissen hat, weil er spürt, daß er damit seiner menschlichen Verpflichtung zur Wahrheit nicht genügt hat. Nun: Das mag ja stimmen, in Gottes Namen, aber muß es unbedingt so inextrika-

bel und unter Spekulationen keuchend gesagt werden? Muß gerade ein Buch des politischen Kampfes, in dem es auf Wurf, Machtwort, Passion ankommt, in einer solchen, gewiß erlernbaren, leider von nur allzu vielen bereits erlernten Geheimsprache geschrieben sein?

Die Frage führt uns zurück zur anfangs hingetzten Andeutung, daß der Jargon der Dialektik, so gewiß sich diese auch als fortschrittlich verstehen mag, am Ende Gefahr läuft, reaktionär zu werden. Abgesehen von dem jedem authentischen Denken innewohnenden Element des Zweideutigen und Spielerischen; abgesehen auch von der anziehenden, weil mit Kontradiktionen jonglierenden und darum allerwegen amüsant auftretenden dialektischen Manier, die zur Manieriertheit auszuarten eine kongenitale Bereitschaft zeigt; abgesehen schließlich von allen logischen Einwänden, die sich rechtens vorbringen lassen gegen dialektisches Verfahren – es droht der Dialektik, nachdem sie erst in den Jargon ihrer selbst abglitt, die Gefahr, zum Verständigungsmittel einer sich als Elite achtenden Schicht zu werden, die das, was zu verteidigen sie sich anschickt, hoffnungslos kompromittiert.

In wessen Augen? Nicht in den Augen des »Volkes«, leider, wir sind noch nicht dort, wohin zu gelangen wir hoffen müssen; um so mehr freilich darf man auch nicht eine Sekunde lang aus den Augen verlieren, daß jede Sprache, die sich mehr und mehr dem Volk entfremdet, sich selbst herausnimmt aus jenem Prozeß, den zu beschleunigen sie sich verpflichtet. Nicht nur dem Volk aber, sondern auch der Mehrzahl der Intellektuellen hat sich der Jargon der Dialektik entfremdet. An die

Stelle der terribles simplificateurs treten die nicht weniger schrecklichen Komplikatoren: Sie werden morgen in geistiger Inzucht verkümmern, wenn sie nicht bereit sind, das Risiko dessen einzugehen, was sie heute die »Banalität« nennen.

Die geistige Gangart der modernen, geschichtlichen Dialektik begreift sich als das Unternehmen, gesellschaftliche Prozesse zu erhellen und durch die Erhellung zugleich auch zu verändern. Wo freilich nicht erhellt, sondern durch rein verbale Schein-Auflösung von Kontradiktionen verdunkelt wird, unterliegt der Prozeß gleichfalls einer Beeinflussung: nur daß er nicht vorangetrieben wird, sondern aufgehalten.

So ist denn die Dialektik zunächst einmal radikal zu ent-jargonisieren. Des weiteren ist eine dialektische Sprache zu finden, die in äußerster Zucht und unter Verzicht auf jeden polemischen Effekt das schwankende dialektische Vorwärtsschreiten nacherzählt. Schließlich muß der Marx'sche Gewaltakt, die Dialektik, wo sie auf dem Kopfe steht, auf ihre Füße zu stellen, in Permanenz neu vollzogen werden. Fortschrittliches Denken kann auf die dialektische Allüre nicht verzichten; es kann aber nicht bestehen, wenn die Allüre zur sakralen Pantomime wird. Die kritische Aufklärung steht, gesellschaftlich, an einem Punkt, wo sie sich sozial nur bewähren kann, wenn sie sich sprachlich radikal entschlackt. Anders wird sie versagen – vielleicht früher und dramatischer, als wir es uns in den schlimmsten Befürchtungen auszumalen vermögen.

Sie blieben in Deutschland – Martin Heidegger (1968)

Im März 1934 veröffentlichte Deutschlands damals maßgebender Philosoph, Martin Heidegger, im Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens, *Der Alemanne*, eine Darstellung seines Verhaltens nach einem an ihn ergangenen Ruf an die Universität Berlin. Da heißt es:

»Ich komme dabei zu meinem alten Freund, einem 75jährigen Bauern. Er hat von dem Berliner Ruf in den Zeitungen gelesen. Was wird er sagen? Er schiebt langsam den sicheren Blick seiner klaren Augen in den meinen, hält den Mund straff geschlossen, legt mir seine tren bedächtige Hand auf die Schulter und – schüttelt kaum merklich den Kopf. Das will sagen: unerbittlich Nein.«

Diese Zeilen erscheinen charakteristisch für einen Heidegger, den die Welt nur wenig kennt. Sie weiß zwar, diese Welt, die Heidegger zu Marx in Beziehung setzt, die Kolloquien über *Sein und Zeit* veranstaltet, in Paris so gut wie in Kalifornien, von dem durch die Philosophiegeschichte bereits sanktifizierten Denker Heidegger, jedoch hat sie keine Ahnung von Heidegger, dem schlechten Literaten, dem nicht zu Ende gediehenen Blut- und Boden-Dichter, dessen ziemlich inferiore